

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Nachtrag zur Uebersicht merkwuerdigsten Begebenheiten

Nachtrag zur Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten.

Seitdem wir oben die Uebersicht geschlossen haben, hat sich in Frankreich so Großes, so Wichtiges, so Unerwartetes, so Folgenreiches zugetragen, daß wir mit dem Druck des Kalenders einhalten, um es unsern Lesern dieses Jahr noch mitzuheilen.

Karl X., der die Deputirtenkammer, der Adresse wegen, aufgelöst hatte, welche ihm dieselbe als Antwort auf seine Thronrede vorgebracht, berief die Wahlkollegien um andere Deputirte zu wählen, die den 3. August sich versammeln sollten. Diese dem Könige so sehr mißfällige Adresse war mit einer Mehrheit von 221 Stimmen gegen 181 durchgegangen, und man kannte alle Deputirte, welche dafür und dagegen gestimmt hatten. Daß diese 221 größtentheils nicht wieder ernannt werden sollten, war die Erwartung der Regierung; sie wurden aber alle wieder ernannt, und die 181 meistens ausgeschloffen.

Kaum waren diese Wahlen vollbracht, als die neue kaum geborne Kammer den 25ten Juli durch eine königliche Verordnung wieder aufgelöst wurde; zu gleicher Zeit ergingen noch mehrere Ordonnanzen, deren eine die Freiheit der Zeitungen einstellte, die andere veränderte das Wahlgesetz, eine dritte berief die Wahlkollegien, und setzte den Tag fest, an welchem die zu erwählende Kammer zu Paris ihre Sitzungen beginnen sollte.

Bei Bekanntmachung dieser verhängnißvollen Verordnungen, entstand Gährung im ganzen Lande; zu Paris herrschte große Unruhe unter den Gemüthern, und lebhafter Widerstand bereitete sich. Viele Buchdrucker, Fabrikanten und Vorsteher großer Werkstätten schickten ihre Arbeiter fort. Diese rotteten sich am Morgen des 27ten zusammen, die Massen vermehrten sich von Stunde zu Stunde; junge Leute aus allen Klassen gesellten sich zu ihnen. Vergebens versuchten die Gendarmen und die Truppen diese Zusammenrottungen auseinander zu treiben; sie wurden auf allen großen Plätzen und breiten Straßen mit Steinvürfen empfangen: bald wußten die Neuterer sich Waffen zu verschaffen, indem die einen die Läden plünderten, wo Gewehre und Pulver verkauft wurden, andere in die öffentlichen Niederlagen einbrachen, oder militärische Posten überrumpelten und entwaffneten.

Den 28ten am Morgen setzte eine königliche Ordonnanz die Stadt Paris in Belagerungszustand und übertrug das Kommando über alle Truppen dem Marschall von Ragusa. Nun entstand in Paris ein gräßliches Gemetzel; von Mittag bis Mitternacht ertönte das Geschütz des kleinen Gewehrs und der Kanonen, die Straßen waren mit Leichen übersät; doch behielt das Volk die Oberhand, die dreifarbige Fahne wurde auf den Thürmen des Münsters aufgespant, die Nationalgarde bildete sich unter der Anführung des Generals Lafayette. Jetzt wurden überall die königlichen Insignien abgerissen und zerstört; auf den Abend fieng man an das Pflaster aufzureißen, und alle Straßen an ihren Enden durch Steinhausen, umgelegte Wägen und Gehälz zu verrammeln, um sich vor dem Eindrang der Reiterei zu verwahren. Die ganze Nacht ertönte die Sturmglocke von den Kirchtürmen, deren das Volk sich bemestert hatte. Jedoch übernachteten noch die Minister und der kommandirende Marschall in den Tuileries, um welche sich die Truppen aufgestellt hatten, während die Nationalgarde das Rathhaus besetzt hielt, wo die Truppen mehrmals eingedrungen, und wieder daraus vertrieben worden waren.

Den 29ten, Morgens um halb zehn Uhr, verließen die Minister die Tuileries und zogen mit einem Theil der Truppen aus der Stadt; ihnen folgte um zwei Uhr der Herzog von Ragusa, mit dem Rest der Garde, sie nahmen ihren Rückzug nach St. Cloud, wo sich der König mit seiner Familie befand. Das Schloß des Louvre wurde um ein Uhr und das der Tuileries um vier Uhr vom Volke eingenommen; die Schweizer der Garde, welche sie vertheidigt hatten, streckten nach einem hartnäckigen Widerstand das Gewehr. Die Linientruppen, die sich in Paris befanden, unterwarfen sich, und hielten sich ruhig in ihren Quartieren.

Nun stellte sich nach und nach die Ordnung wieder ein; eine Municipal-Kommission bildete sich auf dem Stadthause; fünf und vierzig zu Paris anwesende Deputirte und sieben und zwanzig Pairs traten zusammen, setzten eine provisorische Regierung ein, und baten den Herzog von Orleans, sich als General-Lieutenant des Reichs an deren Spitze zu stellen.

Inzwischen sah sich der König, gegen welchen Nationalgarden anrückten, genöthigt St. Cloud zu verlassen und nach Rambouillet seinen Rückzug zu nehmen; sein kleines Heer schmolz von Stunde zu Stunde, und die mit ihm anhielten waren mathlos geworden. Als er die Unmöglichkeit sah, einen Seehafen zu erreichen wo er sich einschiffen könne, sandte er einen von ihm und dem Dauphin unterzeichneten Abdankungsakt an den Herzog von Orleans, bestätigte denselben in der Eigenschaft eines Generalleutenants des Reichs, verlangte für sich und die Seinigen einen Geleitsbrief, und die Erkennung seines Enkels, des Herzogs von Bourdeaux, als König von Frankreich, unter dem Namen Heinrich der fünfte. Das sichere Geleit wurde bewilligt, und fünf Kommissarien abgeschickt, ihn zu begleiten; von der Anerkennung seines Enkels aber geschah keine Meldung.

Von allen Seiten des Reichs eilten indessen die in den letzten Wahlen ernannten Deputirten nach Paris. Den 3ten August eröffnete der Herzog von Orleans als General-Lieutenant des Reichs die Session der Kammern. Vom 4ten bis zum 7ten August war nun in der Deputirtenkammer so zu sagen nur eine Sitzung, die drei Tage dauerte; die Deputirten trennten sich Abends, ihre Mahlzeit zu nehmen, und kamen um acht Uhr wieder zusammen, die Sitzung bis Mitternacht fortzusetzen.

Am 7ten August wurde die Sitzung Morgens um halb 9 Uhr schon eröffnet; an diesem Tage wurde das neue Schicksal Frankreichs bestimmt. Der Thron wurde erledigt erklärt, die Charte residirt, Artikel wurden ausgestrichen, andere abgeändert, einige zugesetzt; Sr. K. Hoh. dem Herzog von Orleans und seinen männlichen Nachkommen nach dem Erstgeburtsrechte, wurde die Krone auf immer übertragen, und ihm der Titel König der Franzosen zuerkannt, wenn er die an diesem Tage gefassten Beschlüsse, und die modifizierte Verfassung in Gegenwart der beiden Kammern beschwören wollte.

Nachdem über diese Verfügungen abgestimmt und dieselben durch die Mehrheit angenommen worden, verfügte sich die ganze Kammer zu Fuße nach dem Palais royal, Sr. K. Hoheit ihre Erklärung darzubringen. Dieselbe war auch der Pairskammer mitgetheilt worden, die ihr gleichfalls beistimmte.

Den 9ten August leistete der Herzog von Orleans in Gegenwart der vereinten Pairs-

und Deputirten-Kammern den Eid mit folgenden Worten:

„In Gegenwart Gottes schwöre ich, die Verfassungs-Urkunde, mit den in der Erklärung ausgedrückten Modifikationen, genau zu halten; nur durch die Gesetze und den Gesetzen-gemäß zu regieren; Jedermann nach seinem Recht gute und genaue Gerechtigkeit ertheilen zu lassen; und in allen meinen Handlungen, das Wohl, das Glück und den Ruhm des französischen Volks zum einzigen Augenmerk zu nehmen.“

Nun ertönte der Ruf: es lebe der König der Franzosen. Ludwig Philipp der erste! Vier Marschälle überreichten ihm die königlichen Insignien, als Krone, Szepter, Schwert und Gerechtigkeitsband. Hierauf bekräftigte Se. Maj. die vorgelegten Dokumenten und die Eidbesformel durch ihre Unterschrift.

Neue Konstitutions-Urkunde.

Allgemeine Rechte der Franzosen.

Artikel 1.

Alle Franzosen sind vor dem Gesetze einander gleich, was auch sonst ihre Aemter und ihre Würde sey.

2. Es trägt der eine wie der andere nach dem Verhältniß seines Vermögens, zu den Lasten des Staates bei.

3. Sie können alle zu jeder Civil- und Militär-Stelle gelangen.

4. Die Freiheit jedes Einzelnen ist auf gleiche Art beschützt, da niemand anders als in den durch das Gesetz vorhergesehenen und in den von ihm bestimmten Fällen verfolgt und angehalten werden kann.

5. Ein jeder bekennt sich mit gleicher Freiheit zu der Religion, der er zugehörig ist, und genießt für deren Uebung den nämlichen Schutz.

6. Die Diener der römisch-apostolisch-katholischen Religion, zu der sich die Mehrheit der Franzosen bekennt, und die der andern christlichen Bekenntnisse, werden aus dem Staatschafe besoldet.

7. Die Franzosen haben das Recht, indem sie sich nach den Gesetzen richten, ihre Meinungen bekannt zu machen und drucken zu lassen.

Die Censur kann nie wider hergestellt werden.

8. All und jedes Eigenthum ist unverleglich, ohne einige Ausnahmen desjenigen, was man Nationales Eigenthum nennt, indem das Gesetz zwischen dem einen und dem andern Eigenthum keinen Unterschied macht.

9. Zum öffentlichen Wohl, und wenn der Fall dazu gesetzlich bekräftigt ist, kann der Staat, gegen Bezahlung einer vorhergehenden Entschädigung, das Opfer eines Eigenthums begehren.

10. Alle Verfolgungen wegen vor der Wiederherstellung gedauert Meinungen und gegebenen Stim-

sieht er Geraille, in welchen dreißig, vierzig der schönsten Weiber sich befinden, und sollte es wohl Ueberfluß seyn, wenn er eine einzige Gefährtin des Lebens begehrte? Das ist's, rief Ademdai, das ist's, was mir noch fehlt! Ein schönes Weib, wie gut würde sie sich hier ausnehmen! mein Haus würde mir hundert Mal schöner, mein Bett tausend Mal besser vorkommen. Ja, ich will meinen guten Genius fragen, ob ein Weib mir überflüssig sey.

Ganz von diesen Gedanken ergriffen, konnte er nicht mehr zu Hause ruhen. Ohne zu wissen wie, befand er sich auf einem Platze zu Tage, wo eben ein Sklavenhändler, umringt von Neugierigen, seine Waare feilbot. Eine Sklavin von besonderer Schönheit, von majestätischem Wuchs und anmuthiger Haltung, erregte die allgemeine Aufmerksamkeit. Auch unser Ademdai konnte sich nicht von ihrem Anblick trennen. Zum ersten Mal empfand er die Macht der Liebe; um so größer war sein Schrecken, als er sah, wie ein reich gekleideter junger Mann sich dem Sklavenhändler näherte, um eben jene Schöne zu erhandeln, für die er selbst entbrannt war. Der Sklavenhändler zählt die Vorzüge seiner Sklavin her: Sie ist eine Georgerin, kaum 18 Jahre alt, spielt die Laute meisterhaft, singt mit schöner Stimme die schönsten Weisen, und tanzt mit solcher Anmuth, daß man ihres Gleichen selten findet. Sie ist um 2000 Golddinen verkäuflich. — Hierauf bot der Nebenbuhler Ademdai's 1500. Ademdai zitterte; doch jener gibt sie nicht. — Ademdai athmet. Der junge Mann bietet 1300. — Der Sklavenhändler überlegt. — Ademdai bricht der Angstschweiß aus. Doch jener gibt sie nicht unter dem gebotenen Preise, und der junge Mann, weniger verliebt als Ademdai, entsagt dem Besitze der Schönen und entfernt sich. Auch der Sklavenhändler verläßt endlich den Platz, ohne seine schöne Georgerin an den Mann gebracht zu haben.

Ademdai eilte seiner Behausung zu. Heute erwartete er, und mit besonderer Ungeduld, die Erscheinung seines Genius. Endlich klopf es an seiner Thür, er öffnet und fällt seinem Wohlthäter zu Füßen. — „Was ist dir, warum so niedergeschlagen? Wie, sogar Thränen? Habe ich dir nicht alles Nothwendige gegeben?“ — „Wohl hast du mir Unwürdigen viel gegeben, doch nicht alles was mir nothwendig ist. Sage, wäre ein Weib mir überflüssig? Soll ich verdammt seyn, ein einsames Leben zu führen, ohne eine Seele mein nennen zu können? Nennst du den Besitz eines Weibes Ueberfluß, dann

sehe ich es etu, daß Ueberfluß eine Nothwendigkeit ist.“

Der Genius enthielt sich kaum des Lachens und sagte: „Wohl magst du Recht haben, Ademdai, ein Weib ist dir nothwendig, du mußt es dir anschaffen, es gehört zum Glücke eines rechtlichen Mannes. Wähle die Tochter eines redlichen Arbeitmannes deiner Bekanntschaft, ich wende nichts wider eine solche Heirath ein. Dein Haus ist neu erbaut, wohleingerichtet, für ein Mädchen deines Standes bist du kein schlechter Bräutigam.“ — „Ach!“ rief Ademdai, tief aufseufzend, „das ist nicht was ich verlange; ich bin schon verliebt, und wenn man verliebt ist, ist es nicht nothwendig den Gegenstand seiner Liebe zu besitzen?“ — „Sehr nothwendig,“ sagte der Genius. — „Nun denn, so wirst du mich zum Glücklichsten aller Sterblichen machen, denn du hast mir das Nothwendige versprochen. Ich liebe eine junge Sklavin bis zum Unsinne, sie ist so schön, daß ich im Leben keine Schöner sah; aber man bietet sie gar zu theuer, und ich bin viel zu arm.“ — „Was verlangt man für sie?“ — „2000 Golddinar.“ — „Das ist freilich ein wenig theuer,“ sagte der Genius; „doch weil du gar so verliebt bist, ist dieser Kauf wohl nothwendig, denn, wenn du krank würdest, wäre es nothwendig dir Arzneimittel zu kaufen, so theuer zu stehen sie auch kämen. Die Liebe ist bei euch Sterblichen eine Krankheit. Da nimm, hier hast du 2000 Golddinar, kaufe dir deine Geliebte.“ Dieß sagend entfernte sich der Genius und überließ Ademdai seinem freudigen Erstaunen.

Nun sehen wir unsern Helden im Besitze seines geliebten Mädchens; jetzt werden wir ihn wohl nimmer Klagen hören, ihm fehle das Nothwendige. — Dennoch. Kaum in das Haus Ademdai's eingetreten, fuhr Arsell (so hieß die liebliche Sklavin) vor Schrecken zurück, und rief: „Großer Gott, wohin führst du mich? Ist dieß das Haus, das ich bewohnen soll? Sprich, Unglücklicher, hast du mich vielleicht für dich gekauft? Wie war es dir möglich 2000 Goldstücke für mich zu bezahlen?“ — „Ach,“ rief Ademdai, tiefseufzend, „mein ganzes Vermögen bestand in diesem Golde, und ich habe alles, alles hingegeben, um dich zu besitzen. Doch, beruhige dich, wir werden keinen Ueberfluß, wohl aber immer das Nothwendige haben.“ Hierin irrte unser Jüngling. Er hatte eine Drachme des Tages für sich allein, nun aber mußten von dieser Drachme zwei Menschen leben. Daran hätte er früher denken sollen; denn acht Tage bis zur Ankunft des Genius zu warten, war

eine Ewigkeit. Traurig geht er und bereitet das kärgliche Mahl, welches er zur Hälfte theilen muß; allein Arfelli berührt nicht die Speise und will gar nicht aufhören zu weinen, und als endlich Abendai zitternd den selbst bereiteten Reis ihr anträgt, stößt sie ihn mit Abscheu zurück. Sie will sich kaum setzen, zu hart scheinen ihr alle Polster, das Bett, worauf Abendai sich so sehr erquickte, hält sie für das schlechteste in ganz Bagdad. Noch ärger wurde es bei näherer Untersuchung: Abendai ließ das Bett für sich allein verfertigen, nun sollte es groß genug für zwei Menschen seyn. Wagte unser Held von seiner Liebe zu sprechen, oder sich ihr zu nähern, stieß sie ihn mit Verachtung zurück. — „Wie kannst du es wagen, in solchem widerlichen Anzuge mir zu nahen? Du sprichst von einem guten Genius, der dir alles Nothwendige gibt; aber glaubt denn dein sauberer Beschützer, eine anständige Kleidung gehöre zum Ueberfluß? Ich Unglückliche, werde mich auch bald in Lumpen hüllen müssen, mich deiner Lage gleich zu stellen. Ach! ohne dich würden mich jetzt die schönsten Stoffe Asiens zieren, und du, der du mich in dieses Elend gebracht, du willst noch, daß ich dich liebe? Unmöglich! Mühe will ich mir geben, dich weniger zu verabscheuen.“

Untröstlich über diese Aeußerungen, unglücklicher als einst in seiner größten Armuth fühlte sich Abendai. Endlich kam nach achttägiger Abwesenheit der sehnlichst herbeigewünschte Genius. Abendai stoh ihm entgegen, ihm mit Bitterkeit zurnend: „Du hast mir das Nothwendige versprochen, nun aber bin ich der Unglücklichste aller Menschen.“ — „Wie,“ sagte der Genius, ein wenig verwundert, „habe ich dir nicht alles gegeben, was du von mir begehrtest?“ — „Wohl wahr; aber ich war ein Tropf, denn ich glaubte, das Nothwendige bestünde aus gar wenig Dingen; aber ich habe mich gewaltig geirrt.“ — „So laß doch hören,“ sagte der Genius, „erkläre dich.“ — „Du hast ein Weib zu nehmen als eine Nothwendigkeit mir gern gestattet; doch ich habe nur eine Drachme des Tages, die Ausgaben sind doppelt. Da es nothwendig war, daß ich ein Weib nahm, ist es nicht nothwendig, daß sie am Leben bleibe?“ — „Sehr nothwendig.“ — „Nun denn; mein Weib will nicht leben, sie will nicht essen, nicht trinken, nicht schlafen, ein wahres Herzleid tödtet sie und mich. Die Speisen, die ich ihr vorsetze, und mit denen ich mich gern begnügte, sind viel zu schlecht für ihren zarten Scumen. Ihre Nothwendigkeiten sind ganz andere Nothwendigkeiten

als die meinigen, und weil ich sie gekauft habe, und weil ich sie liebe wie mein Leben, ist es nicht nothwendig, daß ich ihre Nothwendigkeiten ihr verschaffe?“ — „Nichts ist klarer als das,“ erwiderte der Genius. „Wie viel brauchst du des Tages, um ihr alles Nothwendige zu verschaffen?“ — „Ich habe es nicht genau berechnet; aber mit zwei Tomanen des Tages könnten wir Beide recht angenehm, doch ohne Ueberfluß leben.“ — „Gut; wenn nichts anders dich betrübt, nimm hin, hier hast du 16 Tomanen auf acht Tage; nach Verlauf dieser Zeit werde ich wieder kommen, mich zu erkundigen, ob du noch etwas zu besitzen wünschst, damit du doch endlich das Nothwendige habest.“ — So sprach der Genius, und wollte sich entfernen; allein Abendai hielt ihn zurück. „Verzeihe ein wenig, ich habe dir noch manches zu sagen. Ich liebe Arfelli mit allem Feuer der Jugend; ist es nicht nothwendig, daß sie meine Liebe erwidere?“ — „Ganz gewiß.“ — „Aber sie kann mich in meiner armseligen Kleidung nicht ansehen. Sie meint, wenn ich nicht gewesen wäre, würde sie die Geliebte eines großen und mächtigen Herrn geworden seyn. Wenn es daher nothwendig ist, daß sie meine Liebe erwidere, so muß ich meine jetzige Tracht ganz und gar verändern, und du wirst einsehen, daß eine reiche geschmackvolle Kleidung in diesem Falle nicht überflüssig sey.“ — „Du hast Recht.“ — „Auch sagte sie, ohne mich würde sie in den schönsten und reichsten Stoffen einhergehen. Sie liebt den Putz, daher, will ich von ihr geliebt seyn, muß ich ihr nothwendig alles, was sie gern hat, zu geben suchen. Sie ist mit Talenten ausgestattet, sie singt, sie spielt die Laute; sollte ich die Früchte einer glänzenden Erziehung vernachlässigen? Wenn man Talente hat, ist es nicht nothwendig, daß man sie übt? Ich möchte ihr daher gern eine schöne, gute Laute kaufen, es würde sie unendlich freuen.“ — „Alles, was du mir da sagst, scheint mir wahrhaftig unumgänglich nothwendig,“ sagte der Genius; „aber was kann das alles zusammen wohl kosten?“ — „Beiläufig 1000 Goldstücke.“ — „Hier hast du sie, lebe wohl, und trachte dir das Nothwendige zu verschaffen.“

Der Genius gieng, und Abendai trat mit frohem Gemüthe zu Arfelli. Seine Augen glänzten vor Freude, doch gab er sich Mühe, die frohe Stimmung seines Herzens nicht zu verrathen, denn überraschen will er die Geliebte, er sagt ihr nichts von der Zusammenkunft mit seinem guten Genius. Aber mit dem frühesten

Morgen gieng er aus, und sein erstes Geschäft war, sich selbst prächtig und geschmackvoll kleiden zu lassen. Von einer Menge von Handelsleuten begleitet, die sich nicht wenig wunderten, die schlechte Wohnung eines so prächtig gekleideten Herrn zu sehen, kehrte er zurück. Arfelli konnte nicht begreifen, was dieser Zug bedeute; in seinem prächtigen Anzuge erkannte sie Adem-dai kaum; dieser sich ihr nähernd sprach: „Habe ich dir nicht gesagt, daß ein guter Genius mir alles gibt, was ich nothwendig brauche; darum sey versichert, daß es dir in Zukunft an nichts fehlen soll, vorausgesetzt, daß du nicht Ueberflüssiges verlangst. Wähle dir von diesen schönen Waaren was dir am besten gefällt.“ — Arfelli fand nun ihren Liebhaber lebenswürdig, sie nahm keinen Anstand ihm ihren Beifall zu bezeigen, ließ die Waaren vor sich ausbreiten, wählte was sie am meisten ansprach, und da sie ein vorsichtiges Mädchen war, so kaufte sie was sie für die Gegenwart nothwendig brauchte, und auch was für die Zukunft nothwendig werden konnte. Dann fiel ihre Wahl auf eine Laute, die sie ganz vortrefflich fand. Adem-dai, der sie nun singen hörte, war ganz freudentrunken, als sie aus dem Stregreif ein an ihn gerichtetes, zärtliches Lied sang. Er bezahlte die Laute und die andern Waaren, und verabschiedete schnell die Kaufleute. Geliebt ist er, was fehlt ihm noch; hat er nicht das Nothwendige?

Drei Tage voll Freuden erfolgten dem Liebespaar, erst am vierten fiel es dem Adem-dai ein, sein Haus zu verlassen und in der heitern Abendluft sich zu erquicken. Fast ermüdet trat er seinen Rückweg an, nachdem er sich genug im Freien ergangen. Da sah er nicht fern von seiner Wohnung einen wohlgekleideten Mann umherstreifen, der eine ganz besondere Absicht zu haben schien, und kaum nahm dieser wahr, daß jemand ihn bemerkte, so entfernte er sich schnell in der Dämmerung. Wie? sagte Adem-dai zu sich selbst, sollte dieser junge Mann vielleicht die Absicht haben, sich bei mir einzuschleichen, und meine schöne Sklavin zu verführen? Sie ist auch gar zu schön; wenn er sie gesehen hat, ist es natürlich, daß er sie liebt. Und mir kommt der Mensch so bekannt vor. Ja, er ist's, es ist derselbe junge Mann, der sie kaufen wollte, der 1800 Golddinars für sie bot. Sollte vielleicht schon ein Einverständnis zwischen Arfelli und ihm — das wäre schrecklich! Von Mißtrauen gequält, tritt er in seine Wohnung. Er ist erzürnt, sein Athem unterdrückt. Forschend was ihm begegnet sey, nähert sich ihm Arfelli. Sie

ist berunruhiget, er schweigt; nur manchmal wirft er einen finstern, fast wilden Blick auf sie. Es scheint, als wolle er in ihren Augen ein Verbrechen suchen, das zu bestrafen er bereit ist, ohne es vorher mit Gewisheit entdeckt zu haben. Endlich, seiner Eifersucht nicht mehr mächtig, fragte er sie mit bebender Stimme: ob sie in seiner Abwesenheit jemand gesehen oder gesprochen habe? Arfelli schwört, daß keine lebende Seele sich ihr genahet. Adem-dai sieht ihr mit bitterm Lächeln ins Gesicht; Zweifel quälen ihn, seine Ruhe, sein Glück ist dahin. O Eifersucht! schrecklichste aller Krankheiten, die Mittel, die man anwendet, dich zu lindern, reizen dich nur immer mehr; du vergiftest das Herz, das deine Stachel berührt! Adem-dai saß daheim, abgehärmt, und wagte nicht sein Haus zu verlassen, welches sein theuerstes Kleinod einschloß, doppelt theuer ihm jezt durch die Furcht es zu verlieren. Als endlich sein guter Genius wieder erschien, fand er ihn unglücklicher als ehedem. — „Ist es möglich,“ sagte er, „noch hast du das Nothwendige nicht?“ — „Ach, wie viel fehlt mir noch hiezu!“ — „Was könnte dir noch fehlen?“ — „Ist es nicht nothwendig, daß man manchmal ausgehe, sey's in Geschäften oder der Bewegung wegen?“ — „Allerdings.“ — „Ist es, wenn man im Besitze einer schönen Sklavin ist, die man über alles liebt, ist es nicht nothwendig, sich Sicherheit zu verschaffen, daß sie nicht entführt wird?“ — „O ja, diese Sicherheit ist unzertrennbar von Glücke.“ — „Nun denn, guter Genius, Wohlthäter! wenn ich so fortfahre, immer zu Hause zu bleiben, so wird meine Todesstunde bald heranrücken; und verlasse ich mein Haus, wer bewacht dann meine Sklavin? Ja, könnte ich mir ein Paar Eunuchen kaufen, aber ich bin viel zu arm.“ — „Eunuchen?“ fragte fast verwundert der Genius. — „Ja, Eunuchen. Sind sie nicht nothwendig zur Sicherung eines verheiratheten Mannes? Oder soll ich vor Eifersucht sterben, weil ich mir nicht ein Paar elende Eunuchen verschaffen kann?“ — „Nein, ich sehe die Nothwendigkeit nicht ein, daß du wegen solcher Krankheit, als die Eifersucht, stirbst. Sage mir lieber, wie viel Eunuchen du brauchst.“ — „Das hängt ganz vom Grade der Eifersucht ab. Wenn ich nicht sehr eifersüchtig wäre, genügte mir schon ein Paar Wächter. Da ich aber eifersüchtig bin wie ein Tiger, so muß ich gestehen, daß ich mit 6 Eunuchen noch nicht ganz und gar beruhiget wäre. Wenn also die Ruhe des Gemüths keine überflüssige Sache ist, sind mir 6 Eunuchen

wenigstens höchst nothwendig.“ — Der Genius konnte auf dergleichen triftige Gründe nichts erwiedern, und Adem dai fuhr fort: „Aus deinem Stillschweigen schließe ich, daß du mir nicht Unrecht gibst: dann höre mich weiter. Wenn ich 6 Eunuchen habe, muß ich ihnen nothwendig Wohnung, Speise und Kleider geben. Mein Haus ist sehr klein, kaum kann es mich und Arfelli beherbergen; da mein Haus für mich zu klein ist, ist es kein Ueberfluß, daß ich mir ein größeres kaufe. Von ungefähr habe ich jüngst in der gangbarsten Straße Bagdads ein Haus gesehen, welches schön und mit allem Hausgeräthe zu verkaufen war. Mir gefällt es unaussprechlich, aber es ist sehr theuer.“ — „Das macht nichts,“ sagte der Genius, „das Haus ist dir eine nothwendige Sache, und ich habe dir ein für alle Mal versprochen, dir das Nothwendige zu geben.“ — „Du siehst,“ sagte Adem dai, „daß ich auch nichts Ueberflüssiges von dir verlange.“ — „Ich muß deiner Genügsamkeit Gerechtigkeit widerfahren lassen. Was kostet das Haus?“ — „15000 Tomanen.“ — Der Genius gab ihm eine Anweisung auf die Schatzkammer des Kalifen und fügte noch 5000 Tomanen hinzu, zum Ankaufe der Eunuchen. — „O großmüthiger Genius, Wohltäter,“ rief das Glückskind, „welchen Dank kann ich dir für so viel Güte zollen! Mir fehlt nun nichts mehr, außer eine einzige, unentbehrliche Sache. Speise und Kleidung für 6 Eunuchen könnte ich unmöglich mit den zwei Tomanen, die du mir täglich gibst, bestreiten. Da mein Haus sich so vergrößern soll, ist es wohl auch nothwendig, daß es im gehörigen Stande erhalten werde. Reinlichkeit ist überall höchst nothwendig. Es wäre also kein Ueberfluß, wenn ich mir zu diesem Behufe zwei Sklaven wünsche.“ — „Nein, zwei Sklaven sind allerdings nicht zu viel.“ — „Um so weniger, da meine Eunuchen ohnehin genug mit der Bewahrung meiner Geliebten zu thun haben werden. Wir werden im Ganzen zehn Personen ausmachen, ich kann also mit zwei Tomanen des Tages durchaus das Nothwendigste nicht bestreiten. Ein Haus wie das meinige zu erhalten, sind 20 Tomanen des Tages nicht überflüssig.“ — Der Genius entgegnete: „Hier hast du 160 Tomanen auf acht Tage, und 200 Tomanen zum Ankaufe der beiden Sklaven, welche dir so unentbehrlich sind,“ und mit diesen Worten entfernte er sich.

Um diese Geschichte nicht zu sehr in die Länge zu ziehen, was zuletzt für unsere Leser lang-

weilig würde, wollen wir hier manche Umstände übergehen, welche in der persischen Handschrift der Breite nach erzählt werden, und uns begnügen in Kürze anzuführen, daß Adem dai, im Besitze eines prächtigen, mit allem Geräthe reichlich versehenen Hauses, und einer liebenswürdigen Frau, auch mit hinlänglichen Einkünften zu seinem Unterhalt und dem seiner Dienerschaft begabt, noch immer nicht das Nothwendige zu haben glaubte. Der Wohlstand, den er äußerte, mitten unter Nachbarn, die zu der ausgezeichnetsten Klasse der Einwohner Bagdads gehörten, verschaffte ihm zahlreiche Bekannte und Freunde; er wurde zu ihren Gesellschaften und Festen geladen. Man weiß wie glänzend die Besatzungen der prachtliebenden Großen Asiens sind: dort steht man üppige Gastmähler aus Silber und Gold aufgetragen; Musiker und reizende Tänzerinnen, die zur Unterhaltung der Gesellschaft mit ihren Talenten wetteifern, ein Heer von Sklaven, auf jeden Wink aufmerksam, bedienen die Gäste; in goldenen Gefäßen brennen die angenehmsten Spezereien und erfüllen die Luft mit Wohlgerüchen; kurz, alles was den Sinnen schmeicheln kann, wird dabei verschwendet. Adem dai sah mit Recht ein, er könne nicht unterlassen Höflichkeit mit Höflichkeit zu erwiedern, und wenn er nicht wolle als ein Fils oder ein Mann ohne Lebensart angesehen seyn, er wo nicht noch glänzendere, doch nicht minder glänzende Feste geben müsse. Dazu gehörte freilich ein beträchtlicher Zuwachs von Einkünften. Aber das Bedürfniß war so handgreiflich nothwendig, daß sein Genius viel zu billig war es ihm abzuschlagen.

Nun gab also Adem dai auch Feste, und wetteiferte an Pracht mit seinen Freunden. Einige unter ihnen, die es ihm nicht gleich thun konnten, wurden darüber neidisch, und suchten Gelegenheit ihn zu demüthigen. Da sie wußten, daß er nur eine Frau hatte, prahlten sie vor ihm mit ihren Harems, zählten die Frauen her, die sie besaßen, nannten die Landschaften, woher sie gebürtig waren, und rühmten die Mannigfaltigkeit ihrer Reize und Talente. Hierauf fragten sie ihn, ob sein Harem auch so wohl bestellt sey. Adem dai erröthete und antwortete kleinlaut, er habe erst eine Frau, erwarte aber deren von verschiedenen Seiten her.

Man kann sich leicht denken, daß bei dem ersten Besuche seines Genius, Adem dai ihm die Nothwendigkeit vorstellte, mehrere Frauen zu haben. Zum ersten Male stuzte der Genius doch ein wenig bei dieser Forderung. — „Wie? bist

du nicht
und d
der M
du ih
lich
ersten
würde
wenn
Wlos
einen
erbal
Gebat
wenn
rem
ten.
„Ne
bis f
bewei
„Zw
das i
dara
glück
und
Frau
zu vi
fern
tet,
Lag
verda
Hare
Ueben
Nicht
zwan
wach
W
Zeit
gesch
getro
die C
reine
Land
auch
entst
der V
so dr
allen
hatte
feil,
Besit
wollt
beizul
seine
nothw

Umstände
handschrift
und uns be
Abdai, im
the reich
enswürdi
Einkünften
enerschaft
endige zu
aufferte,
eingezeich
nte gehör
nste und
nsten und
d die Bes
en Affens
ähler auf
e und reis
kung der
fern, ein
merkham,
Ben brenn
erfüllen
alles was
dabei vers
ein, er
t Höflich
wolle als
art ange
ere, doch
e. Dazu
wachs von
so hand
s viel zu
and wett
n. Einige
un konn
chten Ge
wußten,
n sie vor
auen her,
u, woher
Mannig
auf frag
ohl bestell
ete Klein
ber deren
bei dem
i ihm die
rauen zu
nius doch
Wie? bis

du nicht zufrieden mit derjenigen, die du besitzt, und die, nach deinem eigenen Geständnisse, eine der Vorzüglichsten ihres Geschlechts ist? Wirst du ihrer schon überdrüssig? — „Nein, wahrlich nicht, ich liebe sie noch so feurig, wie am ersten Tage ihres Besitzes; aber der Prophet würde doch die Vielweiberei nicht erlaubt haben, wenn er sie nicht für notwendig gehalten hätte. Bloss die niedrigste Volksklasse begnügt sich mit einem Weibe, weil sie zu arm ist, mehrere zu erhalten. In dem Range, zu dem mich deine Güte erhoben hat, mache ich mich ja lächerlich, wenn ich nicht mehrere Frauen in meinem Harem halte.“ — „Dies fängt an mir einzuleuchten. Wie viel Frauen verlangst du denn?“ — „Meine Freunde haben deren dreißig, vierzig, bis fünfzig: um dir meine Genügsamkeit zu beweisen, begehre ich ihrer nur zwanzig.“ — „Zwanzig Frauen!“ rief der Genius aus; „wenn das kein Ueberfluß ist, so verstehe ich mich nicht darauf. Eine Einzige genügt oft zum Lebensglück, die Menge mag nur Ueberdruß erregen, und der Eitelkeit schmeicheln.“ — „Fünfzig Frauen,“ erwiderte Abdai, „sind unstrittig zu viel, wie eine Einzige zu wenig ist; darum halte ich mich an die Mittelstraße, und diese ist fern von Ueberfluß. Es hat dir schon eingeleuchtet, theurer Genius, daß mir in meiner jetzigen Lage, die ich deiner unerschöpflichen Freigebigkeit verdanke, ein Harem notwendig ist, und ein Harem von zwanzig Frauen ist doch gewiß nichts Uebertriebenes.“ Was war dagegen einzuwenden? Nichts. Darum gewährte auch der Genius die zwanzig Frauen, nebst dem dazu nöthigen Zuwachs an Eunuchen, Sklaven und Einkünften.

Vielleicht hätte sich nun Abdai, für einige Zeit wenigstens, im Besitze alles Nothwendigen geschätzt, aber da war gerade die Jahreszeit eingetroffen, wo die hohe Gesellschaft von Bagdad die Stadt verließ, um auf ihren Gütern die reine Landluft zu genießen. Abdai, der kein Landgut hatte, fühlte sich sehr gekränkt, nicht auch ein Gleiches thun zu können. Der Aufenthalt in der Stadt wurde ihm zum Ekel, und der Besitz eines Landguts ein so unentbehrliches, so dringendes Bedürfnis, wie noch keines von allen denen, die ihm sein guter Genius gestattet hatte. Ein einziges Landgut war zu dieser Zeit feil, aber zu einem sehr hohen Preise, indem der Besitzer hunderttausend Lomanen dafür haben wollte. Abdai mußte seinem Genius so triftig beizubringen, daß der Besitz dieses Landguts für seine Gesundheit und die seiner Frauen so hochnothwendig sey, daß er ihm neuerdings für den

Ankauf hunderttausend Lomanen auf den Schatz des Kalifen anwies, und überdies noch dreißig Pferde, die Sklaven und das Vieh schenkte, deren er bedurfte, um dieses sehr beträchtliche Gut, das aus Herrschaftsgebäuden, Menerhöfen, Lustgärten und Ackerfeld bestand, zu bauen. Nach acht Tagen kehrte Abdai nach Bagdad zurück, wohin sein Genius ihn bestellt hatte. — „Wohlau, Abdai,“ sagte er ihm beim Wiedersehen, „bist du nun endlich im Besitze des Nothwendigen?“ — „Beinahe,“ erwiderte Abdai, „aber noch nicht ganz und gar. Mein Gut hat unvergleichlichen Boden, es könnte noch einmal so viel an Werth haben, doch die Unwissenheit meines Vorgängers war so groß, daß er dahin Reis anbaute, wo das schönste Getreide zu erwarten wäre. Da gibt es weitzläufige Teiche, die leicht in Wiesen umgeschaffen werden könnten; da gibt es wüste Plätze, die der Urbarmachung fähig sind. Du wirst es wohl einsehen, daß wenn man das Glück hat, ein solches Gut zu besitzen, es unumgänglich nothwendig ist, daß man es verbessere, und seinen Ertrag vermehre. Mein Garten ist zwar weitzläufig, aber geschmacklos angelegt; es fehlt ihm an Wasser; ohne Wasserlauf ist der schönste Garten ein lebloses Ding. Ich könnte einen Fluß, der etwa eine halbe Viertelstunde davon entfernt ist, hindurch leiten.“ — „Nun, was hindert dich es zu thun?“ — „Ich habe nicht Geld genug,“ entgegnete Abdai; „diese verschiedenen Verbesserungen könnten leicht bis zwanzigtausend Lomanen kosten.“ — Auch auf die zwanzigtausend Lomanen gab ihm der Genius eine Anweisung.

Nachdem Abdai seinem Genius herzlich gedankt hatte, kehrte er zurück auf sein Landgut, und kaum war er angekommen, so wurde eine unangenehme Neuigkeit ihm hinterbracht. Einer seiner Nachbarn, der Besitzer einer ärmlichen kleinen Wirthschaft, hatte ihn beim Radi verklagt, weil Abdai's Heerden seine Wiesen und Kleebau verwüstet. Der Richter, nachdem er beide Parteien gehört, sprach zu Gunsten Abdai's, denn der Arme hatte großes Unrecht, das Unrecht arm zu seyn. Wenige Tage darauf starb der Unglückliche, und da er keine Erben hinterließ, fiel, nach einem besondern Gesetze, seine kleine Habe dem Kalifen zu. Als Abdai dieses erfuhr, verlangte er nach seinem Genius. An dem Tage, da er ihn zu treffen gewiß war, fuhr er nach Bagdad. — „Nicht wahr, mein Wohlthäter,“ sagte er, „es ist zum Glücke eines Menschen nothwendig, nicht in

Prozesse und ewigem Streite leben zu müssen?“
— „Sehr nothwendig.“ — „Nun denn, ich mußte mich vor dem Kadi stellen, und mich gegen einen elenden Nachbarn vertheidigen. Wenige Tage darauf starb zu meinem Glücke der streitsüchtige Mann, und zwar ohne Erben. Es fällt sein Nachlaß, eine Hütte und einige Wiesen, dem Kalifen Harun al Raschid zu. Er wird die unbedeutende Befizung unfehlbar verkaufen lassen, und ich muß der Käufer seyn; denn, wenn sie ein Anderer kaufte, wie leicht könnte ich wieder einen streitsüchtigen, unruhigen Nachbar bekommen. Da du selber gestehst, daß es eine Nothwendigkeit sey zum Lebensgenuß, ohne Prozesse zu leben, so ist es auch ganz und gar kein Ueberfluß zu nennen, wenn ich einen Gegenstand mir zueignen will, der einen Prozeß veranlassen kann.“ — „Dein Begehren leuchtet mir vollkommen ein, und es ist mir unmöglich, so gegründeten Ursachen etwas entgegen zu setzen. Laß dich morgen beim Kalifen melden und bringe dein Begehren vor. Er wird auf dein Anliegen vorbereitet seyn und gewiß thun was ich ihm rathe.“ — Vergnügt schied Abendai von seinem Genius, und schief sanft in der Ueberzeugung, sich bald im Besitze des Nachlasses seines armen Nachbarn zu sehen. Den andern Morgen eilte er zur Audienz des Kalifen.

Harun al Raschid der Große saß auf einem glänzenden Thron; alles um ihn her funkelte von Gold und Edelsteinen, und die Großen des Reichs und die Weisen des Hofes standen um ihn her. Mit Zittern nähete sich Abendai dem Throne, auf welchem die gebilligte Person des Beherrschers aller Gläubigen saß. Aber wie groß ist sein Erstaunen, welcher Schrecken durchzuckt seine Gebeine, als er seinen Blick zum Throne erhebt, und in dem Kalifen seinen Genius erkennt, seinen Genius, der ihm immer das Nothwendige gab, und ihn mit Wohlthaten überhäufte. Stehen blieb er, einer Bildsäule gleich, nicht vermögend eine Sylbe hervorzubringen. Endlich sprach lächelnd Harun al Raschid zu ihm: „Ich sehe deine Verwunderung, Abendai, ich will dir aus dem Traume helfen. Erkenne einen jener Armenier in mir, denen du das Leben gerettet hast. Ich nahm mir vor, dich auf eine Art zu belohnen, die meiner würdig, und deiner großmüthigen That angemessen sey; aber ich wollte dir meine Erkenntlichkeit verborgen, und mich heimlich des Glückes freuen, das dir zu gründen ich mir vorgenommen hatte. Daher jene Verkleidung, in welcher ich dir als ein überirdisches Wesen erschien, und mich dei-

„nen Genius nannte. Als ich das erste Mal den Weg zu deiner niedern Hütte nahm, freute ich mich der Ueberraschung, die ich dir machen würde. Ich sah dich allein bei deinem spärlich brennenden Feuer, und behorchte dich im Augenblicke, als du deinen Wunsch, nur das Nothwendigste zu haben, in lautem Selbstgespräche hören liegest. Nun wollte ich die Erfahrung machen, was man unter diesem Worte wohl verstehen konnte; ich wollte die Grenzen kennen lernen zwischen dem Nothwendigen und dem Ueberflusse, und verbieth dir das Nothwendige. Jetzt sehe ich mich genöthigt, mein voreiliges Versprechen zu widerrufen; denn, obgleich ich der mächtigste aller Könige bin, so war es mir dennoch unmöglich, dir das Nothwendige zu verleihen, und wenn ich dir meinen Thron und meine Schätze überliesse, vermöchte ich es nicht. — Und ihr, gelehrte Männer meines Hofes, fällt nun ein Urtheil unter euch, über das Nothwendige und das Ueberflüssige. Seht, diesen Menschen habe ich aus der tiefsten Armuth hervorgezogen. Ich habe ihm theilweise bei zweimal hunderttausend Lomanen gegeben, sein Reichthum ist daher ungeheuer. Er besitzt fast den schönsten Palast in Bagdad, ein prächtiges Gut, nur drei Stunden von der Stadt, ist sein eigen, zwanzig der schönsten Mädchen befinden sich in seinem Harem, er hat eine große Anzahl Eunuchen, mehr als hundert Sklaven erwarten seine Winke, fünfzig Pferde sind in seinem Stalle, und so mit Reichthümern überhäuft, empfieng er doch das Nothwendige noch nicht. Ich sehe daher, daß Ueberfluß nur ein Hungerspinst der Menschen ist, kein Sterblicher besitzt ihn. Die Nothwendigkeiten der Menschen sind Schlünde, in die alle Welttheile fahren könnten, ohne sie zu füllen. — Entferne dich, Abendai; ich lasse dir alles was ich dir gab, es sey Belohnung deiner tapfern That; aber aufgeben muß ich, dir das Nothwendige zu geben, und da es gut ist, daß dem Menschen zu wünschen übrig bleibt, so sollst du die kleine Wirthschaft nicht erhalten, die der Gegenstand deines gegenwärtigen Wunsches ist.“

So sprach der Kalif. Abendai entfernte sich, düster seinen Weg nach dem Landgute nehmend. Noch oft, auf elastischen Polstern liegend, umhüllt von den köstlichsten Rauchwerken, die um ihn her dampften, warf er von seinen prachtvollen Sälen einen traurigen Blick nach jener armseligen Hütte, und rief tiefseufzend: „O Mahomet! warum habe ich das Nothwendige nicht!“

Die Taucherglocke.

(Mit einer Abbildung.)

Hat der liebe Leser als Knabe nie das Experiment gemacht, eine Fliege oder einen Käfer unter einem umgestürzten leeren Glase in einem Gefäße voll Wasser unterzutauchen, wo dann das Thierchen, ohne naß zu werden, im Glase herumklog? Das ist die Taucherglocke im Kleinen. Warum ertrinkt die Fliege im Glase unter dem Wasser nicht? Weil das Wasser nicht ins Glas steigen kann, indem ihm die Luft den Eingang verwehrt.

Die Glocken, unter welchen die Taucher sich in die Tiefe des Meers hinunterlassen, haben die Gestalt einer Kirchenglocke. Diese Maschinen, ganz einfach bei ihrer Entstehung, wie jede neue Erfindung, wurden nach und nach vervollkommen. Die ersten Taucher bedienten sich nur eines umgestürzten großen Kessels. Sie bezweckten aber auch damit, nur ein Kunststück auszuführen, das sie um's Geld sehen ließen.

Hier folgt die Abbildung einer großen Taucherglocke, mit allen Zugehörungen, womit sie Dr. Halley vor mehr als hundert Jahren schon ausgerüstet hat. Die Höhe dieser Maschine beträgt 8 Fuß und der Durchmesser in der Mitte 5 Fuß. Der Leser muß aber nicht meinen, weil er in der Abbildung die Personen sieht, die im Innern sitzen, daß die ganze Glocke von Glas sey; eine gläserne Glocke, wenn man auch eine solche blasen könnte, wäre zu gebrechlich, und kein Taucher so keck ihr sein Leben anzuvertrauen. Diese Durchsichtigkeit hat bloß dem Leser zu Gefallen in der Zeichnung statt, weil man ihm sonst das Innere nicht anschaulich machen könnte. Doch ist an der Glocke der obere Theil bis an den ersten kleinen Reif von sehr dickem Glas, um Licht in die Glocke einzulassen. Vermittelt dieses Fensters ist es in der Glocke in größter Tiefe, wenn die See ruhig ist und die Sonne scheint, hell genug um darin lesen und schreiben zu können. Der untere Theil ist von Holz und so stark mit Blei überzogen, daß die Glocke, ganz mit Luft gefüllt, vermöge ihrer Schwere in jede beliebige Tiefe gesenkt werden kann. Um das Hin- und Herschwancken der Glocke zu verhüten und sie beständig in senkrechter Richtung zu halten, sind am Rande derselben an Seilen Gewichte angebracht, wovon jedes an hundert Pfund wiegt.

Wie man zu jeder Stunde mit einem Glas den Versuch machen kann, steigt das Wasser

nur um ein Geringes in die Glocke hinein. Es möchte zwar wohl hineindringen, drückt den mitten in sein Reich eingedrungenen Fremdling je mehr zurück, je tiefer die Glocke gesenkt wird; denn die Luft ist wohl so nachgiebig und räsonnabel, daß sie sich genirt und zusammen staucht, um dem mächtigen Herrn, in dessen Gebiet sie sich befindet, so viel als möglich, nachzugeben; ganz verdrängen läßt sie sich aber nicht, und wenn alle Gewalten des Oceans, ja der Sündfluth selber, sich gegen sie anstämmt: es müßte nur das Gefäß, das sie enthält, zerplatzen.

Bei der in der Glocke enthaltenen Luft könnte es der Taucher nicht lange aushalten, wenn er dieselbe von Zeit zu Zeit nicht durch frische ersetzen könnte. Die Erfrischung der Luft in der Glocke geschieht vermittelst Fässern, die mit Luft gefüllt, und zum Niedersenken hinlänglich mit Blei beschwert an Seilen in der Nähe der Glocke niedergelassen werden. Ein jedes dieser Fässer hat in dem untern Boden ein Spundloch, durch das sowohl Wasser als Luft eindringen kann; an dem obern Boden ist ein mit Del getränkter lederner Schlauch angebracht, und durch diesen strömt die im Fasse enthaltene frische Luft in die Glocke hinüber.

Wenn nun die in der Glocke befindliche Luft einer Erfrischung bedarf, so wird der an dem Fasse angebrachte Schlauch zur Glocke herüber geleitet und in derselben geöffnet. In dem nemlichen Augenblick, wo dieses geschieht, dringt auch das Wasser in das neben angehängte Faß zum untern Spundloch hinein, und veranlaßt darin einen solchen Druck auf die Luft, daß diese durch den Schlauch in die Glocke hinüberströmt. Dieß könnte aber nicht geschehen, wenn nicht zu gleicher Zeit ein oben an der Glocke angebrachter luftdichter Hahn geöffnet würde, um der in der Glocke verbrauchten Luft einen Ausgang zu verschaffen, welche Gelegenheit dieselbe auch mit großer Hast benützt, und mit solcher Gewalt in die Höhe strömt, daß davon das Wasser auf der Oberfläche der See gleichsam zu kochen scheint; und der Taucher hat sich wohl in Acht zu nehmen, daß er den Hahn nicht zu lang offen lasse, sonst würde die frische Luft mit der alten Reisaus nehmen und dem Wasser ihre Stelle in der Glocke überlassen.

Bis jetzt haben wir gesehen, wie die Taucher, in einer Glocke sitzend, ohne zu ertrinken sich unter das Wasser begeben und darin Stunden lang verweilen können. Dieß wäre aber nicht viel, wenn sie ihren Sitz nicht auch verlassen



und aus der Glocke treten könnten. Man taucht nicht unter zum Zeitvertreib, oder aus Neugierde, damit man sehe wie es auf dem Meeresgrunde aussieht, oder um einen Brief zu schreiben, und ihn aus der Tiefe des Meers dattiren zu können: zu solchem Spas ist die Reise zu beschwerlich. Das liebe Brod, der Lebensunterhalt, für welchen mancher Mensch so Hartes und Schweres unternemen muß, während Andere es auf eine so leichte Weise verdienen, ist der Beweggrund der Taucher; ihr Geschäft ist ein Handwerk wie jedes andere, wie, z. B., das der Bergknappen: sie suchen Perlenmuscheln, oder Korallen, oder Schätze die durch Schiffbruch untergegangen sind, oder sprengen und räumen Steine weg, welche an der Einfahrt der Seehafsen den Schiffen hinderlich sind.

Solche Geschäfte kann der Taucher nicht sitzend verrichten; er muß sich oft auf eine ziemliche Strecke aus der Glocke entfernen. Die Luft wird ihm in diesem Falle, wie ein anhaltender Strom, durch eine bewegliche Röhre zugelassen; und bemerkt man auf dem Grunde des Meeres unsichere Stellen, so wird der Taucher noch durch besondere, mit der Glocke zusammenhängende Seile gehalten, die ihm dann auch zugleich als Wegweiser zum Zurückkehren dienen. Eine in eine lederne Kappe, welche sich um den Hals herum fest zusammenziehen läßt, in der Höhe des Gesichts eingesezte dicke Glascheibe (siehe die Abbildung) gibt dem Taucher das nöthige Licht, um zu sehen, und die aufgefundenen Gegenstände an Seile zum Aufziehen zu befestigen. Man weiß, daß Lasten, die man auf dem Lande mit bloßer Menschenkraft nicht zu erschüttern vermöchte, im Wasser sich leicht bewegen lassen.

Bei dem Allem wäre die Lage der Taucher höchst gewagt, wenn sie sich mit dem Schiffe ober ihnen, von wo die Glocke herabgesenkt worden, nicht in Korrespondenz setzen könnten. Die Signale, deren sich die Arbeiter bedienen, um vom Grunde des Meeres den oben in den Schiffen sich befindlichen Personen verständlich zu werden, sind sehr einfach. Sie bestehen in Hammerschlägen, welche je nach den verschiedenen Bedürfnisse, an die Glocke gethan werden. Man hört diese Signale am Bord des Schiffes recht gut, wenn gleich umgekehrt der Lärm von oben herab nicht in die Glocke gelangt. Die Glocke hat ihre südliche und nördliche, östliche und westliche Seite, worauf die Personen am Bord sehr Acht haben, so daß die Glocke in regelmäßigen Richtungen aufs Genaueste bewegt

werden kann, je nachdem die Arbeiter ihr Geschäft weiter südwärts oder nordwärts, mehr östlich oder westlich fortsetzen wollen. So bedeutet, z. B., ein einziger Schlag, daß ein weiteres Faß mit Luft solle herabgelassen, und das ausgebrauchte, nun mit Wasser gefüllte, herausgezogen werden; zwei Schläge wollen die Einstellung aller Bewegung; drei Schläge das Heberheben der Glocke; vier Schläge ihr Niedersenken, u. s. w.

Ich habe oben über Sprengen der Felsen unter dem Meere ein Wort fallen lassen. Da meint gewiß mancher verehrliche Leser, dieß sey dem hinkenden Boten im Feuer der Erzählung entwischt, und er habe wieder einmal tüchtig aufgeschnitten. Ein Kalendermacher, aufschneiden!... ein Kalendermacher ist ja kein Armeebülletinsschreiber. Mein, so etwas kann er nicht auf sich lassen. Merket auf, ich will euch's so deutlich beschreiben, wie man die Felsen unter dem Wasser sprengt, daß ein jeder es nachmachen kann.

Zum Sprengen der Felsen unter dem Wasser sind drei Taucher erforderlich: einer hält das eiserne Werkzeug, das zum Anbohren des Steins geeignet ist, während die zwei andern mit schnellen und starken Hammerschlägen darauf schlagen. Wenn der Stein tief genug angebohrt ist, so kommt in die Höhlung eine zinnerne Patrone mit Pulver gefüllt, die zwei Zoll im Durchmesser und einen Fuß in der Länge hat; die Glocke wird hierauf langsam in die Höhe gehoben und an den obern Theil der Patrone werden mittelst kupferner Schrauben so viele zinnerne Röhren gesetzt, bis das ganze Rohr etwa zwei Fuß über der Wasserfläche emporsteht. Der Arbeiter, welcher die Ladung anzünden soll, befindet sich in einem Kahn, in der Nähe der Röhre, an deren Ende eine Schnur befestiget ist, die er in der linken Hand hält. Im Kahne steht ein Ofen, worin sich Stücke von glühendem Eisen befinden; mit einem Zänglein faßt er eines dieser Stücke und läßt es in die Röhre fallen, dadurch wird das Pulver unten in der Patrone entzündet, und der Felsen gesprengt. Ein kleiner Theil der Röhre, zunächst der Patrone, wird ebenfalls zerstört, der größere Theil hingegen ist an der Schnur befestiget und kann wieder von Neuem gebraucht werden. Der Arbeiter im Kahne spürt gar keinen Stoß von der Explosion, und die einzige Wirkung, die er wahrnimmt, ist eine starke Wallung im Wasser; hingegen fühlen die Personen, welche sich am Gestade oder auf einem dem gesprengten nahen Felsen befinden, eine

starke Erschütterung, die derjenigen eines Erdbebens gleicht. Eine gewisse Tiefe des Wassers ist immer erforderlich, um keiner Gefahr ausgesetzt zu seyn, und es darf solche nicht unter 12 Fuß betragen.

Bei stürmischer See können die Arbeiter nicht arbeiten, indem die Wogen sie daran hindern; auch werden sie oft von einem gewaltigen Anströmen des Wassers in der Tiefe belästigt, wenn es auch oben ganz still ist. Dieß ist ein sicheres Zeichen eines nahen und heftigen Ostwindes, der dann auch selten ausbleibt.

Gewöhnlich sind die Arbeiter fünf Stunden des Tags unter dem Wasser, ohne herauszukommen; im Sommer wechseln sie ab, so daß täglich die eine Partie fünf Stunden und die andere ebenfalls fünf arbeitet. Sie arbeiten übrigens zu allen Jahreszeiten und fühlen keinen großen Unterschied in der Wärme. Im Winter ist zwar das Wasser ein wenig kälter; doch empfinden sie dieses erst wenn sie in die Luft hinaufkommen, nachdem sie unten durch das Arbeiten warm geworden sind.

Das Hinabsenken der Taucherglocke geschieht gewöhnlich sehr langsam, so daß man die Bewegungen derselben kaum bemerkt; sobald dieselbe in das Wasser kommt, fühlt man einen starken Druck um Ohren und Stirn, gleichsam als ob ein eiserner Ring darum gelegt würde, der einige Minuten lang zunimmt, sich jedoch auf dem Boden des Meeres bald wieder verliert. Beim Hinaufsteigen sind die Empfindungen im Kopfe ganz verschieden von denen beim Hinzunterfahren; man glaubt jetzt der Kopf werde größer und alle Knochen wollen auseinandergehen.

Im Allgemeinen klagen jedoch die Arbeiter nicht über Kopfschmerzen, ausgenommen diejenigen, welche noch nicht lange dabei sind, und die sowohl hieran als an Ohrenschmerzen leiden; doch geht dieß bald vorüber. Taub wird keiner davon; man konnte die Taucherglocke sogar in einigen Fällen als Kur gegen Taubheit anwenden.

Das Schloßgespenst;
eine altdeutsche Ritter- und Geisterballade.

Von Johann Karl Rosch, von Straßburg, Musik-Sergeant beim 60sten Linien-Regiment.

Noch heute steht (ich weiß nicht mehr
Ist im Thüringerlande)
Ein altes Bergschloß, stolz und hehr,
An eines Felsens Munde.
Fünfhundert Jahre sind es schon,
Daß es ein fränkischer Baron,
Der alles sich getraute,
An diesem Ort erbaute.

Da hauste einst vor alter Zeit
Der Graf von Edelbrande,
Ein tapftrer Mann, der weit und breit
Bekannt war in dem Lande.
Trud, seine Ehegattin, war
Bereits vor einem halben Jahr
Hinauf in Himmels Frieden
Von dieser Welt geschieden.

Kein Wanderer verlor sich nie
Bis zu der alten Veste,
Man konnte nur mit knapper Müß
Gelangens zu dem Neste.
Der Sturmwind nur besuchte sie,
Der wirbelte da spät und früh,
Und nur Gesang der Eulen
Begleitete sein Heulen.

Der Graf war alt und schwach, allein
Sehr froh war seine Lage.
Ein wunderschönes Töchterlein
Versüßte seine Tage.
Kaum vierzehn Sommer war sie alt,
Von einer himmlischen Gestalt,
Auch zierten Mild' und Tugend
Den hohen Reiz der Jugend.

Schon mancher Ritter aus dem Gau,
Mochis, oder nicht, gelingen,
Wunsch' in dem Herzen, sie als Frau
Auf seine Burg zu bringen.
Wie mancher aber ins Geheim
Trug sich ein feines Korbchen heim,
Denn keinem unter allen
Gelang, ihr zu gefallen.

Vielleicht vermoch' ihr junges Herz
Der Liebe Reiz nicht fassen,
Vielleicht war es für sie ein Schmerz,
Den Vater zu verlassen.
Kurz, jeder trug ein Korbchen weg,
Und keinem glückte es den Weg
Zu ihrem Herz zu finden,
Und sie zu überwinden.

Jedoch das Blümlein konnte nicht
Stets im Verborgnen blühen,
Und sein so holdes Angesicht
Der Kenner Blick entziehen.
Bald ward die Mähr' am Hofe kund,
Und da lief sie von Mund zu Mund,
Von Klugen wie von Thoren,
Bis zu des Kaisers Ohren.

Gleich wurd' ein prächtiges Turnier
Ans Kaisers Hof verschrieben,
Und wer entbrannt von Ruhmbegehr,
Ist nicht daheim geblieben.
Bald langten an dem Hofe an
Fürst, Graf, Freyherr und Ritteroman,
Auch allerliebste Damen,
Und hübsche Fräuleins kamen.

Nur Emma weigerte sich lang
Am Hofe zu erscheinen,
Doch, als der Vater in sie drang,
Ließ nach sie's zu verneinen.
„Geh hin, mein Kind, sprach er zu ihr,
„Geh zu dem brausenden Turnier:
„Es ist des Kaisers Wille,
„Den ich auch gern erblicke.“

Damals, im J. 1827, fieng die Blokade an, die seit dieser Zeit, ohne zu irgend einem Resultate zu führen, Frankreich jährlich mehr als sieben Millionen kostete. Im Julius 1829 glaubte die Regierung des Königs, die Unwirksamkeit dieses Repressionsystems erkennend und auf entscheidendere Maßregeln denkend um den Krieg zu endigen, dem Dey gegenüber noch einen letzten Schritt thun zu müssen. Ein Bevollmächtigter ward nach Algier gesandt; er trug Frankreichs gerechte Reklamationen dem Dey bis in seinen Palast. Der Dey weigerte sich, ihm Recht wiederfahren zu lassen, und als der Bevollmächtigte sich aus dem Hafen entfernen wollte, gaben die nächsten Batterien, auf ein von dem Schloße selbst, das der Dey bewohnt, ausgegangenes Signal, plötzlich Feuer auf das Parlamentärschiff. Die Kanonade dauerte eine halbe Stunde bis das Sch. f., das den Bevollmächtigten trug und keinen Schuß erwiderte, sich ausserhalb der Kanonenschußweite befand.

Nun war die Zeit gekommen mit Nachdruck zu handeln, längere Mäßigung wäre Schwachheit, Sorglosigkeit gewesen. Der Feldzug nach Afrika wurde beschloffen. Ein Heer von 35,000 Mann, unter der Anführung der Divisions-Generale Berthezene, Loverdo und Escars, und des Generals Grafen von Bourmont als Oberbefehlshabers, wurde zu Toulon zusammen gezogen.

Eine Flotte von 75 Kriegsschiffen, mit einem Konvoi unzähliger Schiffe aller Gattung zum Transport der Truppen, des Kriegsmaterials, der Munitionen und Vorräthe jeder Art, welche mehrere Wochen lang durch widrige Winde in der Bucht von Toulon zurückgehalten worden, gieng den 25ten Mai unter Segel; sie segelte in bester Ordnung, als sie in der Nacht vom 27ten auf den 28ten, auf der Höhe der Inseln Majorca und Minorca von einem heftigen Winde angefallen wurde. Nun führte sie der Admiral Baron Duperre unter den Wind der Inseln, wo sie Schirm fand. Als das Wetter wieder gut wurde, manövrirte die Flotte dergestalt in der Nacht vom 29ten, daß sie den 30ten bei Tages-Anbruch auf geringe Entfernung der afrikanischen Küste sich nähern konnte; und wirklich befand sie sich auch den 30ten Morgens um 4 Uhr, nördlich des Raps Carine, nur fünf oder sechs Meilen vom Lande. Weil aber die Küste umnebelt, der Horizon stark bewölkt war und der Wind stets zunahm, hielt es der Admiral für rathsam in die Bucht von Palma zurückzukehren, um dort die Reserve und den Transport-Convoi vereint, und die Kriegsflotte unter dem Wind

der Inseln zu halten, bis das Wetter günstig würde.

Erst den 10ten Juni wurde es möglich diese Stellung zu verlassen und nach Afrika zu segeln, deren Küste man am Morgen des 12ten im Gesicht hatte. Noch immer vom Winde geneckt, gelang es der Flotte den 13ten erst in die Bucht von Torre-Chika, westlich der Halbinsel Sidi-Ferruch, einzulaufen.

Den andern Tag gieng die Ausschiffung vor sich; vor fünf Uhr Morgens war die erste Division ans Land gebracht, ohne Widerstand zu finden; die zwei anderen Divisionen stiegen nun auch eine nach der andern ans Land. Der General Berthezene rückte sogleich mit der ersten Division und 8 Kanonen vor.

Bald fiengen die feindlichen Batterien an zu spielen, und setzten das Feuer fort, obwohl sie von vorn durch unser Feldgeschütz, und von der Seite aus den Schiffen beschossen wurden, die sich östlich der Halbinsel Sidi Ferruch aufgestellt hatten. Der General Berthezene erhielt Befehl die feindliche Stellung links zu umgehen. Diese Bewegung hatte den erwarteten Erfolg, die Batterien wurden verlassen, dreizehn Sechzehnpfünder und zwei Mörser fielen in unsere Gewalt; die Divisionen Loverdo und von Escars folgten den Bewegungen der ersten Division. Um elf Uhr, hatte der Kampf ein Ende und der Feind floh nach allen Seiten.

Er sammelte sich zu Staoueli wieder, wo er sein Lager aufschlug, und die Ankunft der Kontingente von Constantine, von Dran und Literi abwartete. Diese verschiedenen Korps samt den Beduinen und der Algierer Miliz betragen über 40,000 Mann. Ihre Zuversicht auf ihre große Anzahl war um so größer, als seit vier Tagen die französische Armee, welche um vorrücken zu können die Ausschiffung der Pferde zum Transport der Lebensmittel und des schweren Geschützes abwartete, sich ruhig verhielt. Diese Unthätigkeit wurde vom Feinde falsch ausgelegt. Der Aga von Algier, der als Befehlshaber der türkischen Miliz das Oberkommando führte, glaubte die Franzosen durch einen allgemeinen Angriff aufzureiben. Batterien, die er Tags zuvor zwischen Staoueli und den französischen Stellungen aufgeworfen hatte, ließen den Unsiigen seine Absicht errathen, und sie bereiteten sich, ihn aufs Beste zu empfangen.

Den 19ten, bei Tages-Anbruch, rückte die ganze feindliche Armee in einer Linie vor, die sich auf beiden Seiten weit über die Fronte des französischen Heers ausdehnte; ihr Hauptaugen-

merk war gegen die Brigaden Clouet und Richard gerichtet; dieselben griff die türkische Miliz an; der Angriff wurde mit großer Entschlossenheit ausgeführt; Janitscharen drangen bis in die Redouten, welche die Fronte unserer Bataillonen deckten. Sie fanden den Tod darin. Die dritte Brigade der Division Berthezene, und die zwei ersten der Division Loverdo wurden von den Contingenten von Oran und Constantine angegriffen. Der General Loverdo ließ den Feind bis in die Schlucht vorrücken, welche seine Stellung deckte, und griff ihn dort mit dem Bayonnet an; eine Menge arabisches Fußvolk blieb todt auf dem Platze. Nachdem sie den Feind zum Weichen gebracht hatte, griff die Brigade Clouet selbst an. Die Brigaden der Generale Richard und Poret de Morvan rückten vor, dieselbe zu unterstützen. Nun war der entscheidende Augenblick da; der Obergeneral befahl, die Batterien und das Lager des Feindes anzugreifen. Die zwei ersten Brigaden der Division Loverdo, unter der Anführung der Generale Danremont und Ar, rückten vor. Die dritte Brigade, die auf der linken Seite detaschirt worden war, folgte, unter dem Befehle des Generals d'Arcine, der Bewegung der Brigade Clouet. Drei Regimenter von der Division d'Estars bildeten die Reserve.

Trotz des unebenen Bodens war die Artillerie stets in vorderer Linie. Ihre schnelle Bewegung hat den Feind in Furcht und Erstaunen gesetzt. Das Feuer der Batterien, welche der Feind vor seinem Lager aufgeworfen hatte, hielt unsere Truppen nicht einen Augenblick auf; die acht ehernen Kanonen, welche darin aufgespant waren, wurden vom 20sten Linien-Regiment weggenommen. Die Türken und die Araber hatten die Flucht ergriffen; ihr Lager fiel in unsere Gewalt, 400 Zelten waren darin aufgeschlagen. Diejenigen des Aga's von Algier, der Beys von Constantine und von Titeri sind prachtvoll. Man erbeutete einen großen Vorrath von Pulver, Kugeln und Lebensmittel, ganze Heerden Schafe und etwa 100 Kameel.

Nach diesem Gefechte verschanzte sich die französische Armee im Lager von Scaloels. Dieses wohl befestigte Lager wurde den 23sten angegriffen, und die Türken wurden mit großem Verluste zurückgeschlagen. Bei diesem Angriff sah man fast nichts als Türken und arabische Reiter; die Berg-Beduinen, die man den 19ten zu bekämpfen hatte, waren bei dem Gefechte vom 23sten nicht zugegen.

Den 24sten erneuerte die türkische Miliz mit

den Mauren in noch größerer Anzahl den Angriff; es waren auch etwas Beduinen dabei. Sie wurden wieder mit Verlust zurückgeschlagen: die Regimenter des Vortrabs setzten ihnen nach, sie vertheidigten sich aber Schritt für Schritt bis auf eine Gebirgsfläche dem Berge gegenüber, an dessen Fuße die Stadt Algier liegt. Die Türken nahmen ihre Stellung auf den Anhöhen, die das Kaiserfort, diese letzte Vormauer Algiers, beherrschen. Dort hatten sie ein verschanztes Lager errichtet, das mit 36 Stücken groben Geschützes vertheidigt war. In diesem merkwürdigen Lage traf eine arabische Kugel den jungen Annee Bourmont, den zweiten Sohn des Obergenerals, der nach etwa vierzehn Tagen, an seiner Wunde starb.

Den 27ten griffen die Franzosen, Morgens um 5 Uhr, die feindliche Stellung an, und um 8 Uhr ward sie mit dem Bayonnet eingenommen, wobei 25 Kanonen erobert wurden; der Feind zog sich in das Kaiserfort zurück. Sodgleich beschloß der Obergeneral dasselbe zu belagern. Man sieht es auf dem Prospekt von Algier mit N^o 9 bezeichnet. Wir fügen hier die Erklärung der übrigen Nummern dieses Prospekts bei. N^o 1 bezeichnet den Leuchthurm, auf dessen Seiten die Ringmauer steht, welche den Hafen deckt und mit Schießlöchern für 80 Kanonen versehen ist. Diese Ringmauer ist mit N^o 2 bezeichnet. N^o 3 ist das Seethor, wodurch man auf den Hafendamm gelangt, der hinter dieser Ringmauer längs dem Hafen auf dieses Vorwerk führt. N^o 4 zeigt das Fischers-thor an; N^o 5 das Fort Barbazon; N^o 6 das Fort Babalouet; N^o 7 den Begräbnisplatz; N^o 8 das Landhaus des französischen Konsuls. Das Fort, das sich oben an der Spitze Algiers erhebt, ist die Casaba.

Am 3. Juli war unter den Mauern des Kaiserforts bis auf die Nähe von 200 Klaftern ein Laufgraben eröffnet, und an dessen Ende 50 Kanonen Belagerungsgeschütz aufgespant, mit denen man hoffen konnte, des Forts bald Meister zu werden, indem seine alten drei Schuh dicken Mauern von unsern Kugeln bald über den Haufen geschossen seyn würden. Jedoch, da man vernommen hatte, daß ringsum Minen angelegt waren, beschloß man mit großer Vorsichtigkeit demselben sich zu nähern.

Den 4ten Juli, Morgens um 4 Uhr, wurde durch eine Rakette das Signal gegeben, das Beschießen anzufangen. Der Feind erwiederte es drei Stunden lang sehr lebhaft; länger konnten aber die türkischen Kanoniere gegen den Muth

den An
men dabei.
geschlagen:
men nach,
Schrift bis
gegenüber,
ragt. Die
den Aufbe-
Vermauer
ein ver-
Stücken
ka diesem
Kugel den
ten Sohn
in Tagen,

Mergens
, und um
nte einge-
t wurden;
rück. So
de ja belas-
t von Ma-
u hier die
eser Pres-
baum, auf
welche den
ür 80 Kas-
er ist mit
hor, we-
langt, der
hain auf
e Fischer-
N° 6 das
abnisslah;
n Konsul-
ste Algeard

n des Kai-
lastern ein
Ende 50
langt, mit
bald Wei-
erei Schu-
ld über den
jedoch, da
am Ninen
großer De-

Ahr, wurde
geben, das
erwiederte
inger foun-
den Muth





und die
tapfere
fen. Am
Zerte
fort.
schien,
geschah,
Lut spr
wollen
und nach
der jed
neral
rückte in
zwischen
und stellt
men des
es um 9
am Pulv
Lunte an
Wäbe
sinerseits
Gebatter
keit des
alle seine
Krieger
besetzte
divison an
batterien,
Hafen
Bei dies
batterien
singen
Schiffe
schen Kan
sen waren
Schiffe
Kanal
Den 3
Augenblick
holen woll
Hafen von
Flotte, de
ten der
zu gleich
auf das
des Des,
kosten zu
wortete, r
die Casau
Hafen den
den. Der
Bedingun
gier zurück
sienMaure

und die Geschicklichkeit der Unsrigen, die der tapfere General Rahitte anseuerte, sich nicht messen. Um acht Uhr verstummte das Feuer des Forts, unsere Batterien setzten aber ihr Feuer fort. Nun wurde Befehl gegeben Bresche zu schießen, als um 10 Uhr ein entsetzlicher Knall geschah, und ein großer Theil des Forts in die Luft sprang. Feuerzungen, Staub- und Rauchwolken stiegen unermesslich hoch in die Luft, und nach allen Seiten hin fiel ein Steinregen, der jedoch nur Wenige der Unsrigen traf. General Hurel kommandirte in der Transchee, er rückte in größter Eile über die Strecke vor, die zwischen dem Fort und unsern Batterien lag, und stellte die Truppen mitten in den Trümmern des Kaisersforts auf. Die Feinde hatten es um 9 Uhr schon verlassen und vermuthlich am Pulverthurm des Schloßes eine brennende Lunte angelegt.

Während dieß zu Lande vorgieng, machte seinerseits der Admiral Duperre Angriffe auf die Seebatterien der Stadt, um die Aufmerksamkeit des Feinds zu theilen, und ihn zu hindern, alle seine Streitkräfte zur Vertheidigung des Kaiserschloßes zu verwenden. Den 1ten Juli, defilirte der Admiral Rosamel mit seiner Schiffsdivision auf Kanonenschußweite vor den Strandbatterien, von der Spitze Pescade an bis zum Hafendamm, und erwiderte Schuß mit Schuß. Bei dieser Gelegenheit sah man, daß die Strandbatterien keine Kanoniere hatten, denn diese fiengen erst an zu schießen als die Hälfte der Schiffe schon vorbei waren; als aber die türkischen Kanoniere von andern Seiten herbeigelaufen waren, schossen sie unaufhörlich auf unsere Schiffe ohne sie zu treffen, obschon manche Kugel noch über sie hinausfuhr.

Den 3ten wurde dieser Angriff erneuert und im Augenblick wo ihn der Admiral am 4ten wiederholen wollte, lief ein Parlementschiß aus dem Hafen von Algier mit dem Admiral der algierischen Flotte, der im Namen des Dey um Einhalten der Feindseligkeiten und um Frieden bat; zu gleicher Zeit kam ein anderer Parlementschiß auf das Kaiserschloß. Es war der Sekretair des Dey, der sich anheischig machte die Kriegskosten zu bezahlen. Der Oberbefehlshaber antwortete, vor aller weitem Verhandlung müßten die Casaubas, die festen Schloßer und der Hafen den französischen Truppen überliefert werden. Der Sekretair schien die Annahme dieser Bedingung zu bezweifeln, und kehrte nach Algier zurück. Kurz darauf kamen zwei der reichsten Mauren der Stadt, die der Dey mit dem Auf-

trag abgeschickt hatte Einhalten des Schießens zu begehren, mit dem Versprechen, von der Stadt aus würde dann auch nicht geschossen werden. Dieser Waffenstillstand hatte sogleich statt. Der General Balazé benützte ihn, um vom Kaiserschloß aus Laufgräben gegen die Stadt zu eröffnen. Um drei Uhr stellte sich der Sekretair des Dey wieder ein, in Begleitung des Konsuls und Bizekonsuls von England. Er verlangte, die Friedensbedingnisse möchten schriftlich aufgesetzt werden. Es geschah, und die Bedingnisse, welche man weiter unten lesen wird, wurden ihm übergeben. Um vier Uhr kam der Sekretair zum dritten Mal. Der Dey verlangte einen Dolmetscher, der ihn das erkläre was man von ihm begehre. Hr. v. Braschewitz, ehemaliger erster Dolmetscher bei der ägyptischen Armee, begab sich in die Casaubas. Als der Dey vom Inhalt der Uebereinkunftsformel Kenntniß hatte, willigte er in die Bedingungen ein, mit dem Bedenten, er verlasse sich vollkommen auf die französische Medelsichtigkeit. Die Uebereinkunft war von Hrn. von Bourmont unterschrieben; er legte sein Siegel an, begeherte aber, der Waffenstillstand solle bis den 5 um Mittag verlängert werden, damit er Zeit habe seinen Rath zusammen zu berufen, und zur Einwilligung zu vermögen. Alles Schießen wurde bis auf neuen Befehl eingestellt. Die Belagerungs-Vorkehrungen wurden aber fortgesetzt, und den 5ten beim anbrechenden Tag verband ein Laufgraben von 800 Metres das Kaiserschloß mit der Stelle wo die Bresche-Batterie gegen die Casaubas errichtet werden sollte. Den 6ten kamen die zwei Mauren wieder; sie bestätigten Namens des Dey die eingewilligte Uebereinkunft, verlangten aber, daß die Besetzung der Stadt um 24 Stunden verschoben würde. Der Obergeneral schlug es ab, und bestund darauf, daß die Schloßer, der Hafen und die Stadt den französischen Truppen Morgens 11 Uhr eingeräumt würden. Der Dey gab nach und um die Mittagstunde wehete die königliche Fahne auf allen Thürmen der Stadt.

So endete dieser denkwürdige Feldzug, der in ein- und zwanzig Tagen vollbrachte was während dreihundert Jahren der mächtige Kaiser Karl V, die tapfere spanische Nation, die vereinigten Flotten Hollands und Englands nicht hatten vollbringen können, was selbst der sieggewohnte Ludwig XIV nicht zu Stande gebracht hat.

Hier die zwischen dem Oberbefehlshaber der französischen Armee und dem Dey von Algier den 5ten Juli getroffene Uebereinkunft.

„ Das Fort Casaubas, alle andern zu Algier

gehörigen Forts und der Hasen dieser Stadt, sollen diesen Morgen, um 10 Uhr, (französische Zeit), den französischen Truppen übergeben werden.

„Der Obergeneral der französischen Armee, versichert sich gegen Se. Hoh. den Dey von Algier, ihm die Freiheit und den Besitz alles dessen, was ihm persönlich angehört, zu lassen.

„Es steht dem Dey frei, sich mit seiner Familie und seinen Häuslichkeiten an einen, durch ihn zu bestimmenden Ort zurückzuziehen, und so lange er in Algier verweilen wird, wird er mit seiner ganzen Familie unter dem Schutze des Obergenerals der französischen Armee stehen. Eine Wache, wird die Sicherheit seiner Person und seiner Familie beschützen.

„Der Obergeneral versichert allen Soldaten der Miliz die nämlichen Vortheile und den nämlichen Schutz.

„Der mahomedanische Gottesdienst bleibt frei; die Freiheit der Einwohner aller Klassen, ihre Religion, ihr Eigenthum, ihr Handel und ihre Industrie werden, so wie ihre Weiber, unangefastet bleiben; der Obergeneral verpflichtet sich hierzu auf seine Ehre.

„Die Auswechslung dieser Konvention soll diesen Morgen vor zehn Uhr geschehen, und die Truppen sollen sogleich in das Fort Casaba, und nachher in alle andern Forts der Stadt und des Seewesens einrücken.“

Eine der Folgen von der Einnahme Algiers, welche in Frankreich die größte Freude erweckte, war die Befreiung der 39 durch Schiffbruch verunglückten Franzosen, die im Sklavenkerker eingesperrt waren. Sie sind die Ueberbleibsel der Schiffmannschaft von den Brigas die Aventure und der Sylene, die zum Blokade-Geschwader von Algier gehörend, durch einen schrecklichen Sturm an die afrikanische Küste verschlagen wurden. Hier die interessantesten Momente ihrer Leidensgeschichte, aus dem Berichte des Hrn. d'Assigny an den Seeminister gezogen.

„Den 15. Mai, Abends um 8 Uhr, wurde die Aventure beim Vorgebirg Bingut, ungefähr 26 Meilen vom Kap Capime, auf eine Sandbank getrieben. Da die Kluthen das geschniterte Schiff immer mehr aus Ufer trieben, klappte man die Masten.

„Der fürchterlichen Wuth des Sturms preisgegeben, und in der Unmöglichkeit in dieser Stellung zu bleiben, ließ ich meine ganze Mannschaft an das Land bringen. Ich verfügte mich selbst dahin, und wir giengen sogleich dem Sylene zu Hülfe, dem beinahe zur

nämlichen Zeit ein so trauriges Schicksal wie das unfrige Begegner war.

„Als ich meine Leute gesammelt, und etliche Lebensmittel, die das Meer an das Ufer geworfen, mitgenommen hatte, nahmen wir den Weg nach Algier, indem wir dem Ufer folgten; es war ohngefähr 4 Uhr Morgens; kaum hatten wir eine Viertelmeile zurückgelegt, als ein Trupp bewaffneter Beduinen auf uns losstürzte.

„Unter der Mannschaft des Sylene befand sich ein Malteser, welcher durch jene Brigg, vor Oran, in einem Fischernachen gefangen genommen wurde. Dieser Mann, der die arabische Sprache kannte, und lange in dem Seesdienste der Algierer gestanden hatte, widmete sich der Rettung Aller. Er empfahl uns, demjenigen was er sagen würde nicht zu widersprechen, und versicherte diesen wüthenden Barbaren wir seyen Engländer. Dreimal setzte man ihm den Dolch auf die Brust um ihn zu erschrecken, und durch den Eindruck, den dieß auf ihn machen würde, sich der Wahrheit seiner Aussage zu versichern; seine Unerbrotlichkeit betrug die Araber, und obgleich sie nicht völlig überzeugt waren, befanden sie sich doch in einer Ungewißheit, durch welche die Mannschaft gerettet wurde.

„Unter dem Vorwande uns auf dem kürzesten Wege nach Algier zu führen, ließen sie uns den Weg durch das Gebirge nehmen. Nach einer Viertelstunde kamen wir in ein Dorf das aus wenigen Hütten bestand, dort stiegen sie an, uns zuerst leicht, dann mit der größten Grausamkeit zu berauben, indem sie uns, ohne Hende, dem rauhen Nordwinde ausgesetzt ließen.

„Nachdem wir vier Stunden in dem Gebirge zurückgelegt hatten, kamen wir in ein ziemlich bedeutendes Dorf, wo sie uns verweilen ließen, und einigen unter uns ein wenig Brod austheilten. Während dieser mühsamen Reise kamen wir in die Hände verschiedener Truppen dieser Araber, und jede Aenderung gab unter diesen Räubern zu dem abscheulichsten Geschrei, und den feindseligsten Bedrohungen Anlaß. Jedoch wurde kein Blut vergossen; ein einziger von uns erhielt eine leichte Kopfwunde.

„Nach einer halben Stunde Nahe trennten uns die Araber.

„... Hier wird unsere Unglücksgechichte verworren; jedes Dorf, jedes Haus bietet einen andern Austritt dar.

„Den 18ten gegen Abend, schickten die Fra-

Und somit reifeten sie hin
Am Hofe sich zu zeigen.
Sobald als Emma da erschien,
Kam jedermann zum Schweigen.
Die Ritter saunten wonnenvoll,
Und zählten schon der Winne³ Zoll;
Die Dirnchen voller Neide
Erstickten halb vor Leide.

Die holde Emma wurde dann
Erwählt als Beifallszeichen,
Des Kampfes Preis dem Rittersmann.
Der Sieger war, zu reichen.
Und dieser Vorzug ziemte ihr,
Da man im ganzen Reichsreier,
Wo alles für sie brannte,
Nur ihre Schönheit kannte.

Und bei dem Prachtturnier erschien
Wilhelm von Hohenlinden,
Ein Ritter, jung und schön und kühn,
Wie selten man kann finden.
Sein Antlitz war wie Milch und Blut,
Sein blaues Auge sprühte Muth,
Sein Blick begehrte Liebe
Und weckte süße Triebe. —

Hier deut sich mir ein weites Feld,
Viel Schönes zu erzählen,
Und in der alten Sauberwelt
Manch Ehrenbild zu wählen.
Ich hätte da Gelegenheit,
Dem guten Leser weit und breit,
Viel Stücken vorzuliegen,
Und ihn doch zu betriegen.

Und all' dies würde mir nicht schwer:
Die Feder ist geduldig.
Doch kurze bin ich, und noch mehr
Die Wahrheit bin ich schuldig.
Dafür gib ich mein Ehrenwort,
Und somit fahr' ich fröhlich fort,
Was meinen lieben Heiden
Ereignet ist, zu melden.

Der Wappenherold gab bereits
Des Kampfes brausend Zeichen,
Und tapf're Degen⁴ beiderseits
Bereiteten sich zu Streichen.
Die Schranken wurden aufgemacht,
Die Ritter fuhren zu mit Macht,
Und schon in ihrem Blute
Entbrannte es von Muth.

Obchon die Ritter allesamt
Nicht tapf're Kämpen⁵ waren,
So trieb sie Wilhelm, muthensamm,
Wie Puppenpiel zu Paaren.
Und kurz, er wüthete so sehr,
Daß von den andern keiner mehr
Nachmals sich ließ gelüsten
Sich gegen ihn zu rufen.

Sodann befahl der Kaiser, ihn
Vor seinen Thron zu führen,
Und da erschien er stolz und kühn,
Und ließ von nichts sich rühren.
„Du tapf're Rittersmann, sprach er,
Dein ist des Kampfes Preis, tom her,
„Du sollst auf mein Verlangen
„Von Emma ihn empfangen.“

Und Purpurröth⁶ ergoß sich bald
Auf Wilhelms Lilienwange;
Sein Blut erwallte mit Gewalt,
Und ihm ward's Angst und Bange.
(Es war jeher der Schönheit Recht,
Den kühnsten Ritter als ein Knecht
Zu sehn zu ihren Füßen
Wo Fürsten zittern müssen.)

Doch ließ er gleich vor Emma's Schooß
Sonst auf ein Knie sich nieder,
Und in Erwartung auf sein Loos
Erbeben ihm die Glieder.
Die holde Emma reich⁷ ihm dann,
So als dem kühnsten Rittersmann,
Mit wunderholdem Fleiße
Die kostbar'n Siegespreise.

Den Ehrenfuß mußt' Emma auch
Dem edeln Ritter reichen,
Denn so befahls ein alter Brauch
Als Huld- und Freundschaftszeichen.
Und Weide sunden da verblüßt,
Denn Weiden war der Liebe Gift
Mit bitter-süßen Schmerzen
Gestossen in die Herzen.

Man schwelgte lang bei süßem Wein,
Und nach vollbrachtem Schmause
Jog alles, jung, alt, groß und klein
Mit frohem Sinn nach Hause.
Der Graf, als ein galanter Mann,
Bot unserm Wilhelm höflich an
Mit ihnen, als Willkommen,
Auf ihre Burg zu kommen.

Und Wilhelm schlug das gar nicht aus,
Er nahm es an mit Freuden,
Und folgte nach ins edle Haus,
Die Quelle ew'ger Leiden.
Da mußt' er, wollt er oder nicht,
Von Morgen an bis Abendlicht
Mit dem trinlkustigen Alten
Bei vollen Humpen walten.

Allein, oft wann der alte Graf
Ein tüch'ges Häuschen kriegte,
Und wenn ein lethargischer Schlaf
Ihn auf sein Bettlein schmiegte,
Da lag Wilhelm vor Emma's Schooß,
Pries seiner Liebe Feuer groß,
(Wie manche Herzensdiebe)
Und steh⁸ am Gegenliebe.

Nur aljubald gelang es ihm
Mit seinem süßen Reden
Und seiner holden Silberstimm
Das Ländchen zu bereiden.
Er fesselte ganz ihren Sinn,
In kurzem war ihr Herz dahin,
Und mit ihm Ruf und Ehre;
Das dankt' sie Wilhelms Lehre.

In einer Nacht, wo Wind und Sturm
Wild um die Mauern brüllten,
Und den bemosten alten Thurm
Mit Schreck und Schau'r erfüllten,
Lag auf dem Bett der matte Graf:
Und schlummerte der Greifen Schlaf:
Auf seine Augenlieder
Sank keine Nacht mehr nieder.

Ein schwerer Traum erschreckte ihn
Und macht ihn mächtig beben,
Er sah vor seinem Lager hin
Den Schatten Gertruds schweben.
Und angibeklemmt sprach er zu ihr:
„Sprich, Geist, sprich was willst du
von mir?“
„Was suchst du in dem Orte?“
Da sprach sie diese Worte:

„Wach auf, mein Graf, o werde wach,
„Und laß den Schlummer fahren,
„Und wehre bitter Schand u. Schmach
„Von deinen Silberhaaren.
„Ein Sühler ist in deinem Haus,
„Und deine Tochter...“ Sie sprach's aus,
Das Ruhebettlein krachte,
Und er, der Graf, erwachte.

Und raschen Schrittes fuhr er auf
Und griff nach seinem Schwerte.
Er riß die Thüren wüthend auf,
Und rührte kaum die Erde.
Bald fand er Emma's Kämmerlein;
Ein Stoß davor, und er trat ein...
Ach! daß sichs Gott erbarme!
Emma in Wilhelms Arme.

Bei diesem Bild, das schrecklich war,
Erbeben seine Glieder;
Er zog sein Schwert und stieß das Paar
Ohn' all Erbarmen nieder.
Entsetzt folgte dieser That,
Allein, da war nun nicht mehr Rath;
Sie waren nach dem Stöße
Schon in des Todes Schosse.

Der Graf warf sich zur Erde hin,
Und flehte um Erbarmen.
„Vergib, o Gott, den bibden Sinn,
„Und gebe Gnad' den Armen.
„Vergib, o Gott, die Mordthat mir,
„Vergib mir auch die Rachbegier;
„Ich will zu Mariens Füßen
„Mein ganzes Leben büßen.“